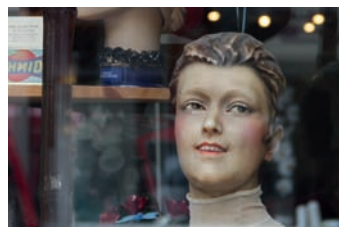
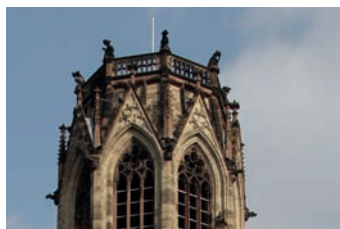
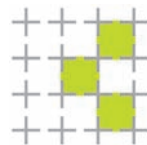


zusammenleben



pfarrbrief

st. agnes _ st. kunibert _ st. ursula _ st. gertrud

editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wer am Hauptbahnhof losgeht und sich zu Fuß zur Agneskirche aufmacht, der erlebt eine Weltreise. Am Dom wartet der Taxifahrer aus dem Iran. Einen Steinwurf entfernt liegt das Generalvikariat, ein wichtiges Symbol des katholischen Köln. Daneben die barocke Kirche Mariä Himmelfahrt, in der die italienische Gemein-



meinde ihr Zuhause hat. Schräg gegenüber ein indisches und ein italienisches Restaurant. Dort sitzen mittags Menschen im Anzug oder Kostüm vor einem Teller Pasta oder

nippen in der Sonne an ihrem Espresso. Schon taucht der Turm von St. Ursula auf, ein Gebäude, das für die Identität der Stadt überragende Bedeutung innehat. Dabei stammt die heilige Ursula der Legende nach aus Britannien: »Denken Sie nur daran, wie sich der Jungfrauenkult über Jahrhunderte tief in das Selbstverständnis von Köln hinein gegraben hat – bis in das Stadtwappen hinein.« Daran erinnert uns in dieser Pfarrbriefausgabe Wolfgang Stöcker. Seine ungewöhnliche Staubgeschichte lesen Sie auf Seite 30. Der Eigelstein hat sich zu einem regelrechten Schmelztiegel entwickelt. Ein asiatisches Lebensmittelgeschäft, ein türkischer Supermarkt und türkische Brautmodengeschäfte, dunkle Eckkneipen neben Teehäusern, all dies im Schatten des schicken Savoy-Hotels. Obdachlose im Durchgang der Eigelsteintorburg, während von oben die Klänge der Jazzhausschule ertönen.

Die Stadt Köln schätzt, dass in den kommenden zwei Jahrzehnten die Anzahl der Einwohner Kölns um 200.000 anwachsen wird – und dazu gehören nicht nur Menschen mit Fluchthintergrund. All diese Menschen brauchen Wohnraum; die Kinder müssen in den Kindergarten und zur Schule gehen. Das alles muss geplant – aber auch gewollt werden. Es wird das Zusammenleben verändern; es wird zu Interessenskollisionen kommen. Wenn die Stadt Köln zurzeit die Bebauung der Kleingartenanlage Flora e.V. prüft, ist das nur ein Beispiel von vielen. Das Zusammenleben von Menschen ist eben kompliziert. Zusammenleben beginnt bereits in der Familie. Ein Barometer dafür, was die Menschen anregt oder aufregt, ist das Internet. Thorsten Sterk erzählt in dieser Ausgabe von seiner Facebookgruppe ›Agnesviertel‹ und den großen und kleinen Dramen des täglichen Zusammenlebens: von Hundehaufen und Parkplatzsorgen, aber auch von unbürokratischer Nachbarschaftshilfe. Jürgen Salz hat drei Menschen besucht, die seit einiger Zeit in unserem Viertel leben, und er hat dabei viel über Integration gelernt. Seine Geschichte finden Sie ab Seite vier. Rupert Neudeck findet deutliche Worte, wie es mit den Flüchtlingen weitergehen sollte: »Wir müssen endlich aufhören, die Geflüchteten als arme Menschen zu betrachten. Das sind normale tüchtige Menschen – die haben immerhin die Strapazen einer Flucht auf sich genommen. Denen müssen wir etwas zutrauen.« Sein Interview lesen Sie ab Seite zwölf. Was hat das alles mit unserer Pfarrei zu tun? In diesen Tagen hören wir die Pfingstgeschichte. Sie erzählt, wie Menschen mit verschiedenen Sprachen und Interessen in die Lage versetzt werden, einander zuzuhören. Das geschieht durch den Heiligen Geist. Vielleicht kann das unsere Aufgabe sein: Eine Kultur zu schaffen, in der Menschen einander zuhören und ehrlich miteinander sprechen.

Ihr Peter Otten, Pastoralreferent

inhalt

1/16_titelthema zusammenleben



4 »Dies ist mein Land geworden«

»Flüchtlingsarbeit ist kein Kindergeburtstag« 8



12 »Auf Mitarbeit verpflichtet«



14 Geflüchtete ziehen ins Kunibertsviertel

Familiencafé und Deutschunterricht



15



16 Endlich zur Ruhe kommen

Zusammenleben – nur ohne Kippa?

18



20 Lupusstraße 22

»Manche Verfolgungsgeschichten sind schwer anzuhören«

22



24 Mut hat viele Farben

Zwischen Shitstorm und Umzugshilfe



25

28 Erstkommunion 2016

30 »Das Banale und das Großartige bilden eine reizvolle Spannung«

weitere themen

rubriken

- 26 nachrichten
- 27 getauft & verstorben
- 31 fragebogen
- 31 impressum



»Dies ist mein Land geworden«

Text: Jürgen Salz

Repro/Fotos: Sebastian Linnerz

Drei Beispiele aus dem Agnesviertel zeigen, wie Integration gelingen kann. Eigeninitiative hilft.

Thürmchenswall

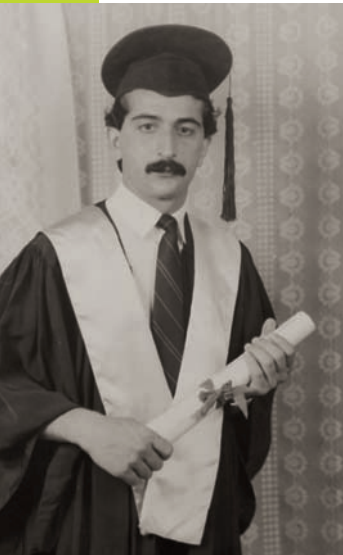
»Dies ist mein Land geworden«, sagt Amer al-Heidari mitten im Gespräch.

Der 58-jährige Iraker sitzt inmitten von Stoffresten, Nähgarn und Knöpfen in seiner Änderungsschneiderei am Thürmchenswall. Zwei seiner insgesamt fünf Kinder sind hierzulande geboren, erzählt er. Al-Heidari stammt aus Chanaqin, einer irakischen Gemeinde an der Grenze zum Iran. Er studierte Chemie auf Lehramt an der Universität

von Mossul; sein Examensfoto zeigt ihn mit Bachelorhut. Doch als Chemielehrer arbeitete al-Heidari nie; stattdessen fand er sich als Offizier im Krieg wieder. Nach zehn Jahren hatte er genug davon – und flüchtete nach Deutschland.

Er landete zunächst in Rostock. Sein Asylantrag war schnell bewilligt. Die junge Dame vom Arbeitsamt konnte es kaum fassen, dass sich al-Heidari noch am selben Tag, an dem er seinen Asylpass erhielt, auf Arbeitssuche begab. Der Iraker wollte als Schneider arbeiten; das Handwerk hatte er in seiner Heimat einst auch gelernt. Durch eine Zufallsbekanntschaft fand der damals 40-Jährige eine Anstellung in Köln-Ehrenfeld, später in Mülheim und dann in Nippes. 2001 begann er in der Änderungsschneiderei in der Weidengasse zu arbeiten. Seit 2012 ist er am Thürmchenswall, mittlerweile gehört ihm das Geschäft.

Deutsch brachte sich al-Heidari weitgehend selbst bei – mithilfe von Duden, Radio und Fernsehen. Viele seiner Freunde sind Deutsche. »Die positiven Erfahrungen überwiegen die negativen Erfahrungen«, sagt er zum Thema Integration und ergänzt: »Die Deutschen sind freundlich.« Einige wenige Male bekam er Vorurteile gegen Ausländer zu spüren. Dagegen hilft ihm ein irakisches Sprichwort: »Ein Hund, der in einen See pinkelt, macht den See nicht schmutzig.« Der bedächtig wirkende Mann spricht gerne in Bildern.



Nur als er von der Frau vom Arbeitsamt in Mülheim erzählt, ist es mit der Ruhe vorbei. An ihren Namen kann sich al-Heidari noch genau erinnern. Als sich der Iraker 2001 selbstständig machte, gewährte ihm die Frau vom Amt partout kein Überbrückungsgeld. Al-Heidari reichte nacheinander den Gewerbeschein, den Mietvertrag und die Gewinn- und Verlustrechnung für die Änderungsschneiderei in der Weidengasse ein. Immer wieder schickte ihn Frau H. wegen anderer Unterlagen weg. Über ein, zwei Monate ging das so. Es half alles nichts. Al-Heidari verlangte schließlich, den Chef zu sprechen. Am Ende konnte der angehende Existenzgründer einen Kollegen von Frau H. überzeugen – und erhielt zu guter Letzt das Überbrückungsgeld. Der Zukunft sieht der Änderungsschneider vom Thürmchenswall optimistisch entgegen. Der Kölner Silvesternacht misst er keine große Bedeutung bei. »Wenn die Geflüchteten wissen, dass sie sicher sind, werden sie sich schon integrieren«, glaubt er.

... und heute an seinem Arbeitsplatz als Schneider am Thürmchenswall 66.

Aquinostraße

Pizza fehlt auf der Speisekarte. In den Regalen stehen Messingpokale, an den Wänden sind Teller mit Landschaftsmotiven platziert, über der Theke hängt eine italienische Flagge neben einer schwarz-rot-goldenen Hawaiikette. An einem der vorderen Holztische sitzt Balthasare Di Salvo.

Integration? Das war und ist kein Problem, sagt der 65-Jährige, der in der Küche aushilft. 1966 kam er als Fünfzehnjähriger mit seinen Eltern aus Sizilien nach Deutschland. Er fand schnell Arbeit, zunächst als Friedhofsgärtner,





Balthasare Di Salvo
hinter der Theke
im Sant' Angelo ...

später als Maler und Anstreicher. 34 Jahre lang schaffte er in derselben Firma, bis ihn ein Unfall zum Aufhören zwang. Seither arbeitet Balthasare im Lokal seines Bruders Giuseppe. Das Sant' Angelo gibt es seit 1983 in der Aquinostraße am Sudermanplatz.

»Wir haben nie Probleme gehabt«, beharrt Baltasare Di Salvo, »wir waren damals willkommen. Zudem fehlten in den Sechzigerjahren Männer in Deutschland; viele waren im Krieg geblieben.« Deutsch lernte der junge Sizilianer von seiner ersten Freundin. Arbeit gab es damals in Hülle und Fülle. Vorurteile gegen Ausländer kennt Di Salvo nur vom Hörensagen. Längst fühlt er sich als Kölner.

»Ich lebe jetzt seit fünfzig Jahren in Köln; so etwas habe ich noch nicht erlebt«, regt er sich über die Verbrechen in der Kölner Silvesternacht auf. An den heutigen Flüchtlingen lässt er kaum ein gutes Haar: »Die haben eine andere Mentalität, die geben sich keine Mühe, viele kommen nur nach Deutschland, um Geld zu kassieren.« Es seien einfach zu viele, findet er, »aber Frau Merkel hat die ja alle eingeladen. Und Frauen zählen bei denen nichts.«

Mittlerweile sind seine Frau und seine Töchter dazugekommen, alle stimmen in die Klagen ein. Die Kaffeepause ist beendet, die nächsten Stunden hat Di Salvo frei; jetzt ist Zeit für die Familie.

Balthasarstraße

Was hat Köln mit Syrien gemein? Die Römer. »Neunzig Prozent von Syrien wurden auf römischen Dörfern erbaut«, sagt Jabbar Abdullah. Der 28-Jährige stammt aus ar-Raqqa, seit 2013 eine Hochburg des sogenannten Islamischen Staats (IS), und hat in Aleppo Archäologie studiert. Noch während des Studiums floh er vor Bürgerkrieg und IS. Neun Monate lebte Abdullah in Ägypten; er studierte dort zwei Semester lang Archäologie. Als es zu unruhig wurde, flog der Syrer in die Türkei; von dort weiter nach Bulgarien, für ein halbes Jahr. Eine schreckliche Zeit, findet er. Abdullah erhielt kaum Unterstützung, reiste schließlich weiter nach Deutschland – 40 Stunden im Bus.

Im Frühjahr 2014 kam er in Köln an. Seit drei Monaten arbeitet der Archäologe im Römisch-Germanischen Museum. Derzeit gräbt er vor dem historischen Rathaus nach römischen und jüdischen Funden. Zur Ausstellung ›Palmyra – Was bleibt?‹ über die antiken Stätten der mittlerweile weitgehend zerstörten irakischen Stadt, die kürzlich im Wallraf-Richartz-Museum gezeigt wurde, hielt er Vorträge auf Deutsch und Arabisch.

Seine Geschichte erzählt Abdullah im Restaurant in der Alten Feuerwache; gleich nebenan wohnt er. Ein gutaussehender Mann mit dunklen Haaren



... und Jabbar Abdullah auf der Neusser Straße.

und im modischen, grauen Pulli. Er berichtet davon, wie er Deutsch an der Volkshochschule lernte. Zunächst erhielt er monatlich nur 330 Euro Unterstützung. Davon gab er 120 Euro für den Sprachkurs aus. »Andere zahlen 100 Euro im Monat für Zigaretten, ich habe in den Deutschkurs investiert.«

Der junge Mann aus dem diktatorisch regierten Land genießt die Freiheit in Deutschland. Demonstrieren, diskutieren, über Politik reden – ohne Angst vor den Folgen. Er schreibt bereits an einem Buch über den IS in Syrien. Ende des Jahres soll es fertig sein.

Nach den Verbrechen der Kölner Silvesternacht organisierte er eine Demonstration ›Syrier gegen Gewalt‹: »Wir wollten zeigen, dass wir dagegen sind.« In den ersten Tagen des neuen Jahres traute er sich allerdings kaum aus dem Haus, weil draußen selbsternannte Bürgerwehren Jagd auf Ausländer machten. Eine Lesung mit syrischen Gedichten hat Abdullah ebenfalls organisiert. Anfang



Mai stellte er im Mülheimer Kulturbunker eine Ausstellung unter dem Titel ›Syrien – Kunst und Flucht‹ auf die Beine. Manchmal wundert er sich noch über die Deutschen: »In der Bürokratie muss man viele Briefe schreiben. Dabei ließe sich doch das meiste durch persönlichen Kontakt in einer Stunde erledigen.«

Überhaupt: »In Deutschland macht man Termine.« Auch im persönlichen Freundes- und Bekanntenkreis. »In Syrien kommt man einfach vorbei«, erklärt Abdullah. Auch schon mal unangemeldet mit fünf oder sechs Leuten zum Abendessen.

»Flüchtlingsarbeit ist kein Kindergeburtstag«

Ein Gespräch mit Wolfgang Schmitz
von der Willkommensinitiative in Köln-Brück.

Text: Klaus Nelißen
Fotos: Sebastian Linnerz

Was hat sich im Zusammenleben getan im Vergleich zu vor einem Jahr?

Ich beziehe das zunächst auf Köln-Brück. Dort lebe ich und engagiere ich mich in der Flüchtlingsarbeit. Hier würde ich sagen: Auf den ersten Blick hat sich fast nichts geändert. Die anfangs hier und da geäußerten Befürchtungen, dass man durch den Zuzug der Flüchtlinge nicht mehr unbehelligt sein Haus verlassen könne, dass man an der Supermarktkasse aufpassen müsse – Stichwort Diebstahlgefahr –, das ist inzwischen kein Thema mehr. Was sich geändert hat: das Ortsbild. Bunter ist das geworden. Und auf dem Fußballplatz sind die Mannschaften jetzt häufig gemischerter.

Wie steht es mit der gefühlten Lage in Sachen Zusammenleben?

Hier kommt es auf das Wörtchen »gefühl« an, denn, wie gesagt: Das sind doch, was die Auswirkungen auf unseren Alltag betrifft, keine großen Veränderungen. Es sind natürlich viele Flüchtlinge gekommen, aber der Zustrom ist in Relation zur Gesamtbevölkerung doch überschaubar – ein Viertel wie Köln-Brück kann das gut verkraften. In Vierteln, in denen es ein angespanntes soziales Gleichgewicht gibt, kann das anders sein. Aber insgesamt ist das eine marginale Veränderung. Ich würde sagen: Kaum jemand, der in Deutschland seinen Alltag einfach weiterleben will, wird darin wirklich behindert durch die Zuwanderung der Flüchtlinge.

Und gesamtgesellschaftlich? Da hat sich doch schon etwas verändert in einem Jahr ...?

Ja, natürlich ist die gesamte Gesellschaft durch die Zuwanderung von Flüchtlingen herausgefordert. Bemerkenswert finde ich übrigens, dass durch die Zuwanderung der Flüchtlinge viele Versäumnisse wieder bewusster geworden sind gegenüber den Menschen, die sozial benachteiligt sind – Stichworte: Bildungspolitik, Arbeitsmarkt, Chancengleichheit. Und ich denke, die Integration kann nur gelingen, wenn wir auch auf die schauen, die schon lange vernachlässigt wurden. Da sind viele einfach abgehängt worden und das macht mich genauso wütend wie die Weigerung, Flüchtlingen zu helfen.

Wolfgang Schmitz
und Klaus Nelißen im
Gespräch an der
Eigelsteintorburg.



**Was ist eigentlich das Ziel?
Ein gelingendes Zusammenleben
oder ein gelingendes Nebenein-
anderherleben?**

Zusammenleben ist ja ein schillernder Begriff. Ich denke, da muss man genau hinschauen: Wo leben wir denn tatsächlich mit anderen zusammen, wo gibt es Gemeinschaft? In der Familie, unter Freunden, vielleicht am Arbeitsplatz. Unter Umständen im Stadtteil, aber das ist schon ein anderes »Zusammen« und gilt doch eher bei Festen oder Feiern. Hier zum Beispiel sollten die Flüchtlinge dazu gehören; sei es in der Pfarrgemeinde, bei Schützenfesten oder Karneval.

**»Wir werden jetzt alle Freunde« –
das ist also naiv?**

Das haben wir hier in unserer Initiative über die Monate gelernt: Flüchtlingsar-

beit ist kein permanenter Kindergeburtstag. Anfangs gab es diesen positiven Schwung: »Wir wollen, dass die sich wohlfühlen.« Da half auch die große Spendenbereitschaft – von Klamotten bis Fahrrädern. Das hat sehr, sehr gut funktioniert. Aber jetzt kommen viele Helfer an den Punkt und fragen: was jetzt? Nach einem Jahr geht es nicht mehr nur um Wohlfühlatmosphäre; die konkreten Fragen der Flüchtlinge drängen: Wie geht es voran im Asylverfahren? Wie lerne ich Deutsch? Was kann und soll ich den ganzen Tag über machen, wenn ich nicht arbeiten kann? Hinzu kommt: Viele Flüchtlinge leben – wie die meisten Einheimischen auch – einfach für sich und suchen den Kontakt zuerst zu ihresgleichen, deren Sprache sie sprechen. Das ist für manche freiwilligen Helfer vielleicht erst einmal enttäuschend, weil sie sich



das anders dachten. Da ist Geduld gefragt; Vertrauen wächst nicht über Nacht. »Wir werden gleich alle Freunde« – das ist eben kein Selbstläufer.

Ihre Initiative hat jüngst mit klarer Kritik für Schlagzeilen gesorgt, was die konkrete Integrationsarbeit der Politik anbelangt ...

Zunächst einmal: Obwohl die öffentlichen Akteure doch schon länger wussten, dass dieser Zustrom einmal kommen würde, haben sie lange Zeit den Kopf in den Sand gesteckt. Das geschah auf Bundes-, auf Landes- und auch auf Stadtebene. Dieses »Das hat uns überrollt« – das leuchtet mir nicht ein. Man hätte viel früher Strukturen schaffen müssen zu den Fragen: Wie gestalte ich das Ankom-

Die wichtigsten Punkte der Erklärung der Brücker Initiative an die Politik:

- > Informationsaustausch und Zusammenarbeit zwischen zuständigen Stellen sind mangelhaft.
- > Oft fehlen der Überblick und möglicherweise auch das Interesse der zuständigen Stellen, was die Belegung der Unterkünfte betrifft. So entstehen einerseits Leerstände und zeitgleich Mehrfachanmeldungen.
- > Es mangelt außerdem an Kontrollen einer ordnungs- und vertragsgemäßen Geschäftsführung mancher Unterkünfte.

> Die Wohnungssituation in Köln ist angespannt. Umso befremdlicher, wenn das zuständige Sozialamt durch kaum nachvollziehbare Vorschriften die Wohnungssuche von Flüchtlingen erschwert.

> Die sozialarbeiterische Betreuungssituation ist in den Hotel- und Massenunterkünften miserabel. Zwei Stunden Sozialarbeiter-Präsenz für knapp hundert Personen reichen bei Weitem nicht aus.

> Bildungsangebote sind defizitär und in vielen Fällen nicht auf die Bildungsvoraussetzungen vieler Flüchtlinge ausgerichtet.

> Versäumnisse und Missstände, unter anderem im Ausländeramt, sowie unsinnige bürokratische Hürden erschweren die Arbeitsaufnahme von Flüchtlingen.

> Defizite im Ausländeramt gibt es auch bei der Bearbeitung von Fragen des Familiennachzugs.

Weitere Infos: www.winbrueck.de



men? Stichworte: Registrierung und zügige Verfahren. Und: Wo bringe ich sie unter? Ich bin mir sicher: manche Kölner Schulklasse hätte ihre Turnhalle nicht hergeben müssen, wenn Politik und Verwaltung einen Plan gehabt hätten. Und wenn dann plötzlich 300 bis 400 Flüchtlinge pro Woche kommen, dann rächt sich auch, dass die Ämter über die Jahre hinweg nicht gut kooperieren. Wenn alle mitreden wollen, aber keiner Verantwortung übernehmen will, bekommt man

die Probleme nicht vom Tisch. Leidtragende sind die Flüchtlinge, aber auch die freiwilligen Helfer.

Stichwort: Vorbereitung. Im Agnesviertel steht im Herbst die Errichtung einer neuen Flüchtlingsunterkunft in der Brandenburger Straße an. Was empfehlen Sie mit Blick auf Ihre Erfahrungen in Brück?

Die Situation ist natürlich von Viertel zu Viertel unterschiedlich. Uns war von Anfang an wichtig, mit großer Transparenz zu arbeiten. Viele Leute haben das Gefühl: »Da wird irgendetwas hinter unserem Rücken gemauschelt.« Das schafft Misstrauen. Wir haben immer schnell und offen informiert, haben auf Gerüchte, zum Beispiel auf Facebook, reagiert und die Fakten dagegengesetzt. Wir machen regelmäßig Informationsveranstaltungen, bei denen sich die Menschen aus dem Stadtteil informieren und den Verantwortlichen aus der Verwaltung und der Initiative Fragen stellen können. Und natürlich kommunizieren wir alles über das Internet. Wichtig war uns, die Initiative möglichst gut zu strukturieren. Hier haben wir Aufgabengruppen zu verschiedenen Themen gebildet: Lernen, Freizeit, Medizin, Spenden und Zukunft. In den Gruppen können sich Menschen mit ihren ganz unterschiedlichen Erfahrungen einbringen. Die einzelnen Arbeitsgruppen erledigen ihre Aufgaben weitgehend autonom; es muss nicht alles mit allen besprochen werden. So bleibt mehr Zeit für die praktische Arbeit. Schließlich haben wir versucht, nachdem die Initiative zunächst von den beiden Kirchengemeinden vor Ort ausging, alle Akteure aus der Bürgerschaft einzubeziehen: Die Schützen, die Karnevalsvereine, die freiwillige Feuerwehr, die Sportvereine. Das hatte eine sehr positive Signalwirkung in die Bürgerschaft. Und so kam es, dass selbst ich, als bekennender Pazifist, Kölsch am Schießstand der Brücker Schützen getrunken habe, die sich für ein gemeinsames Sommerfest mit den Flüchtlingen vorbildlich engagiert hatten. Die geschilderten Erfahrungen zeigen mir: Flüchtlingsinitiativen tun gut daran,

die Bürgerschaft im Blick zu behalten, zu informieren und möglichst mitzunehmen. Sonst besteht die Gefahr, dass eine Parallelwelt der Engagierten entsteht, die an der Mehrheitsgesellschaft vorbeilebt.

Frustrationstoleranz empfehlen Sie nicht. Die kommt von selbst?

Das ist sicherlich ein schwieriger Punkt. Nach einem Jahr haben sich einige wundgerieben. Denn manche Dinge gehen einfach nicht voran. Es gibt fast kein Thema, bei dem es einen berechenbaren Weg gibt. Alles ist im Fluss und braucht einen langen Atem. Flüchtlingsarbeit ist eine Marathonaufgabe – Wadenkrämpfe gehören leider dazu. Andererseits erfahre ich: Flüchtlingshilfe ist nicht nur Geben, sondern auch Nehmen: Etliche unserer Aktiven bestätigen, dass über diese Arbeit sich der eigene Horizont erweitert hat, dass die Welt-sicht differenzierter geworden ist und dass – allerdings darf man hier nicht zu viel zu schnell erwarten – auch gelegentlich neue freundschaftliche Kontakte gewachsen sind. Und auch unter uns Brücker Bürgern sind dabei neue Netzwerke entstanden. Menschen, die sich seit Jahren vom freundlichen Gruß auf dem Markt oder im Supermarkt kennen, finden über die Initiative Kontakt und erweitern ihren Freundeskreis. Das alles kann bereichernd wirken. Und schließlich: Diese Arbeit ist – bei allem gelegentlichem Frust – wirklich nicht nur sinnvoll, sondern kann auch für das eigene Leben sinnstiftend sein.



Bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2014 war Wolfgang Schmitz Hörfunkdirektor des Westdeutschen Rundfunks (WDR). Der profilierte Radiomacher moderiert weiterhin Sendungen in den Hörfunkwellen des WDR und ist beratendes Mitglied in der publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz. Seit Gründung der Brücker Willkommensinitiative engagiert sich Schmitz ehrenamtlich in der Flüchtlingsarbeit.



»Auf Mitarbeit verpflichtet«

Der Publizist und Friedensaktivist Rupert Neudeck erhebt klare Forderungen an die Geflüchteten und plädiert für einen Verhaltenskodex.

Text: Jürgen Salz
Fotos: Grünhelme e.V.

Herr Neudeck, Sie haben Anfang des Jahres in einem Beitrag für das Philosophie Magazin geschrieben: Wer sich weigert, Deutsch zu lernen, muss abgeschoben werden. Die Geflüchteten sollen ihrer Meinung nach alle Arbeiten in der Unterkunft selbst erledigen, inklusive Toilettenreinigung. Wie waren die Reaktionen?

Ich habe noch nie nach einem Beitrag, in dem ich ja nur Selbstverständliches

gesagt habe, so viele positive Reaktionen bekommen. Manche haben das allerdings auch für einen verkappten Beitrag der Alternative für Deutschland gehalten. Die haben dann argumentiert, es ginge ja nicht, dass man den Geflüchteten etwas abverlangt.

Zeigen die Geflüchteten zu wenig Eigeninitiative?

Sie erhalten eine Unterkunft, einen Schlafplatz, eine Vollversorgung plus Taschengeld. Das ist ein großartiges Geschenk. Aber dafür können sie sich gar nicht erkenntlich zeigen. Ich hab' auch

erst lernen müssen, dass die Geflüchteten gar keine Arbeiten in der Unterkunft übernehmen dürfen – dem stehen nämlich deutsche Gesetze und Vorschriften entgegen.

Werden die Geflüchteten in Deutschland zu sehr betüdtelt?

Da ist schon was dran. Vor einiger Zeit ist in der linken Szene noch diskutiert worden, ob nicht die Verpflichtung, einen Sprachkurs zu besuchen, einen Verstoß gegen die Menschenrechte darstellt. Wir müssen endlich aufhören, die Geflüchteten als arme Menschen zu betrachten. Das sind normale, tüchtige Menschen – die haben immerhin die Strapazen einer Flucht auf sich genommen. Denen müssen wir etwas zutrauen.

Sie plädieren etwa dafür, die oft jungen Ankommenden schnell in Ausbildungsstellen zu vermitteln. Viele wollen stattdessen schnell Geld verdienen und übernehmen lieber einfache Arbeiten.

Dem muss man ja nicht folgen. Viele Geflüchtete sind ja auch von ihren Familien verpflichtet, Geld nach Hause zu schicken. Wir müssen ihnen klarmachen, dass der bessere Weg zu mehr Geld über eine Ausbildung führt.

Sie sind in vielen Ländern, aus denen die Menschen nun zu uns kommen, selbst gewesen. Welche Werte und Einstellungen bringen die Menschen mit?

Wir dürfen die Hintergründe nicht nur sorglos betrachten. Viele Ausländerfreunde haben die Ereignisse der Kölner Silvesternacht ja gar nicht für möglich gehalten. Gegen die Kriminalität und die sexuellen Übergriffe muss sich die Gesellschaft wehren – konsequent und von Anfang an. Natürlich kommen viele der Ankommenden aus patriarchalischen Gesellschaften. Denen muss ganz klar gesagt werden: Es gibt in Deutsch-

land keinen rechtlichen Unterschied zwischen Mann und Frau.

Wie soll das gehen?

Ein Heimleiter muss sofort einschreiten, wenn ein Mann eine Frau schlägt oder sexuell belästigt. Wer sich an Frauen vergreift, dem muss mit Abschiebung gedroht werden.

Gibt es denn genug fähige und konsequente Heimleiter? Die Betreiber der Heime klagen doch jetzt schon über Überlastung.

Ich habe da großes Vertrauen, auch und vor allem in die kirchlichen Einrichtungen. Mein Vorschlag: Die Geflüchteten müssen auf Mitarbeit in den Erstaufnahmelagern, Asylheimen und so weiter verpflichtet werden – in allen Fragen der Gemeinschaftsunterkunft. Sie sollten die wichtigsten Bestimmungen auf einem DIN-A4-Blatt in ihrer Sprache erhalten; sie sollten es gegenlesen und unterschreiben.

Was muss sich noch ändern, damit Integration gelingt?

Fast alles. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge und die Kommunen sind doch völlig überfordert. Es sind einfach zu viele Geflüchtete. Wenn dieses Jahr und nächstes Jahr noch einmal mehr als eine Million Menschen kommen, hält die Gesellschaft das nicht aus. Eine Lösung dafür habe ich allerdings auch nicht. Ich möchte in diesen Zeiten kein Politiker sein.



Rupert Neudeck (77) wurde 1979 durch die Rettung vietnamesischer Bootsflüchtlinge bekannt. Er ist seit 2003 Vorsitzender des Friedenskorps Grünhelme e.V.

Geflüchtete ziehen ins Kunibertsviertel

Text: Peter Otten

Foto: Sebastian Linnerz

Im Mai soll es nun endlich losgehen. Bagger und Kräne rücken an.

Das zurzeit leer stehende Haus der Diakonie in der Brandenburger Straße 23 wird ab Mai umgebaut. Lange diente es der Diakonie als Verwaltungsgebäude, zuletzt war zwei Jahre die Winterhilfe



Hier entstehen Wohnungen für Geflüchtete.

dort untergebracht. Obdachlose bekamen im Winter ein Bett und etwas zu essen.

Entstehen soll nun unter Federführung von Architekt Hadi Hand vom Architekturbüro Bergblau ein Wohnhaus für Geflüchtete. Insgesamt 972 Quadratmeter Wohnfläche werden entstehen, aufgeteilt in 14 abgeschlossene Wohneinheiten für Familien. Die entstehenden Zwei- bis Vierzimmerwohnungen werden zwischen 35 und 100 Quadratmeter groß sein. Etwa 40 Personen sollen unterkommen. Im Erdgeschoss ist Platz für Sozial- und Kinderbetreuung sowie einen Sicherheitsdienst vorgesehen. Etwa ein Jahr Bauzeit ist veranschlagt. Bei einer Anwohnerversammlung, an der etwa 30 Personen teilnahmen, informierten die Evangelische

Diakonie Köln und Region als Bauherrin sowie die Stadt Köln über das Vorhaben. »Wir haben zunächst darüber nachgedacht, das Gebäude zu veräußern«, gestand Rolf Domning, der Kölner Stadtsuperintendent. Die Immobilie befindet sich in einer sehr guten Lage und es habe auch Interesse von Käufern gegeben. Schnell habe man in der evangelischen Kirche jedoch überlegt, ob man nicht auch an diesem Ort diakonisch tätig sein könne. Man müsse Geflüchtete gut in der Stadt verteilen, auch an einen Ort wie diesen. »Und ich hoffe, wir können mit diesen Plänen auch die Kritiker gewinnen, die uns geschrieben haben.« Josef Ludwig, der Leiter des Amtes für Wohnungswesen, stellte die in seinen Augen »angespannte Lage« der Unterbringung von Geflüchteten in der Stadt dar. Ende April seien 12.663 Geflüchtete in Wohnungen, Turnhallen, Leichtbauhallen und Hotels untergebracht. »Wir wollen schnellstmöglich Turnhallen für den Schul- und Vereinssport wieder freigeben können«, sagte er. Die Unterbringung in Wohnungen sei auch für die Geflüchteten die denkbar beste Art der Unterkunft. Nach der Fertigstellung des Gebäudes wird das Amt für Wohnungswesen von der Diakonie die Wohnungen »zum ortsüblichen Preis« anmieten und belegen. Die Sozialbetreuung übernimmt die Diakonie. »Wir verfügen über eine breite langjährige Erfahrung in der Arbeit mit Migranten und betreiben bereits ein Flüchtlingsheim in Köln«, so Geschäftsführerin Helga Blümel. Kooperationen mit Initiativen und Institutionen im Viertel seien wichtig und würden angestrebt.

In der evangelischen Thomaskirche gibt es bereits einen Kreis, der sich auf die Arbeit mit den neuen Bewohnern vorbereitet. Infos gibt es bei Pfarrer Christoph Rollbühler unter:

rollbuehler@kirche-koeln.de

Familiencafé und Deutschunterricht

Text: Peter Otten

Fotos: Peter Otten, Sebastian Linnerz

Ab sofort findet jeden Donnerstag von 10:30 bis 12:30 Uhr in der Kita St. Agnes ein Familiencafé statt.

»Wir möchten Familien mit kleinen Kindern, die einen Fluchthintergrund haben, zu uns einladen«, sagt Leiterin Petra Schneider. »Sie sollen unsere Einrichtung kennenlernen.« Sie hofft, dass die Besucher durch eine vertrauensvolle Atmosphäre auch Kontakt zu den Kindern und Familien bekommen, die schon in der Einrichtung sind. Die Kinder haben die Möglichkeit, gemeinsam zu spielen; die Eltern können einander kennenlernen.

Geflüchtete lernen in der Ursulinenschule seit einem Jahr Deutsch

»Welche Farbe hat Ihr Pullover?« »Er ist blau«, sagt Thamid, einer von fünfzehn Bangladeshis, die in der Schule im Kunitbertsviertel Deutsch lernen. »Es kommen dreißig Flüchtlinge zu uns«, sagt Uschi Müller-Huntemann, die den Unterricht koordiniert, der von ehemaligen Lehrern durchgeführt wird. Neben einer großen Gruppe Bangladeshis sind Albaner, Serben und Syrer dabei. »Stabilität ist wichtig«, sagt Müller-Huntemann. »Feste Lehrerteams, feste Lerngruppen.« Das



Dominik Schneider und Petra Schneider



Deutschunterricht an der Ursulinenschule

Ein Vater hat einen Flyer gestaltet, auf dem die wichtigsten Informationen in vier verschiedenen Sprachen enthalten sind. Der Flyer wurde in vielen Unterkünften in der Innenstadt verteilt. »Mal sehen, was sich entwickelt«, ergänzt Kollege Dominik Schneider. »Wir wissen, dass wir einen langen Atem brauchen. Aber die Thematik wird uns ja noch lange begleiten. Wir denken, dass vieles möglich wäre – Patenschaften zum Beispiel oder auch andere gemeinsame Aktivitäten.«

sei auch für die Ehrenamtlichen wichtig. »Am Anfang haben manche nicht verstanden, wenn ein Teilnehmer nicht wiedergekommen ist. Das hat zu Enttäuschungen geführt.« Doch die meisten Gruppen seien stabil. Inzwischen führen die Lehrer Anwesenheitslisten. Diejenigen, die zwei Mal ohne Entschuldigung fehlen, dürfen nicht mehr teilnehmen. Das Fazit des Projektes sei sehr positiv, sagt Müller-Huntemann. »Wir wollen nach den Sommerferien neue Lerngruppen starten.«



Peter Otten im Gespräch mit Frau M., die in St. Agnes im Kirchenasyl lebt.

Endlich zur Ruhe kommen

Text: Peter Otten
Fotos: Sebastian Linnerz

Als Frau M. Kirchenasyl brauchte, nahm St. Agnes sie auf.

Seit einigen Monaten lebt Fatheme M. in unserer Pfarrei. Die ›Arbeitsgemeinschaft Kirchenasyl e.V.« suchte eine Bleibe für sie und fragte in verschiedenen Kölner Pfarreien an. Frau M. sollte nach Italien abgeschoben werden. Pfarrer Müller entschied kurz vor Weihnachten, sie vorübergehend aufzunehmen.

Frau M. möchte nicht, dass jeder ihren Vornamen kennt. Auch haben wir ihr Gesicht nicht fotografiert. Es ist die Angst vor dem alten Leben, irgendwie.

Fatemhe M. geht es inzwischen wieder gut, wie sie sagt. Sie kommt aus Teheran, der Hauptstadt des Iran. Seit einem Jahr ist sie in Deutschland. Sie sagt, ein Schlepper habe sie im Flugzeug über Italien nach Köln geschleust. Hier habe sie hingewollt, denn hier habe sie wenig-

stens ein paar Bekannte und Freunde. Wenn wir sprechen, muss Herr Ghaligoleh übersetzen, denn Frau M. spricht kein Deutsch. Sie spricht ihre Heimatsprache Farsi und ein wenig Türkisch. Frau M. sagt, dass sie in Teheran jahrelang viel Gewalt erlebt habe. Sie erzählt, dass das Leben für eine Frau im Iran schwierig sei, insbesondere, wenn sie allein lebt oder sich von ihrem Mann getrennt hat.

Frau M. erzählt von Belästigungen, wenn sie die Wohnung verlassen habe, von sexuellen Übergriffen. Im Iran hat sie bei einer Schmuckfirma gearbeitet. Sie musste Gold schrubben, putzen und für die Schmuckherstellung vorbereiten. Schmutzige Arbeit. Ihre Hände fliegen, als sie das erzählt.

Frau M. ist im Iran zum Christentum übergetreten. In ihrer Wohnung hängt ein Kreuzifix, das sie geschenkt bekommen hat. Und um ihren Hals baumelt ein goldenes Kreuz. Das hat sie aus dem Iran mitgebracht. Ein Jahr, bevor sie nach Deutschland floh, bekam sie Kontakt zu

Jan Henkel arbeitet ehrenamtlich beim ›Ökumenischen Netzwerk Asyl in der Kirche in NRW e.V.«. Über ihn kam die Bitte, Frau M. in St. Agnes Kirchenasyl zu gewähren. Die Fragen stellte Peter Otten.

Warum halten Sie Kirchenasyl immer noch für nötig?

Ich erlebe oft, dass Menschen im Durcheinander der europäischen Flüchtlingspolitik ›auf der Strecke« bleiben. Sie sollen in ein anderes europäisches Land gehen, weil sie dort registriert wurden. Aber oft haben sie hier Angehörige, sind auf deren Hilfe angewiesen. Sie haben in anderen Ländern Haft oder menschenunwürdige Behandlung erlebt. Oft sind sie nach Monaten oder Jahren endlich an einem Ort angekommen, der ihnen Schutz bietet, oder haben bereits begonnen, Deutsch zu lernen. Und sie sind oft nach all den physischen und psychischen Strapazen schwer krank und traumatisiert. Kirchenasyl bietet die Chance, die Durchführung eines Asylverfahrens hier zu erreichen, oder eine erneute Prüfung von Fluchtgründen, die bislang nicht berücksichtigt wurden.

Was schätzen Sie persönlich an dieser Arbeit?

Dieses Engagement bietet eine einmalige Chance, Menschen, die an Leib und Leben bedroht sind, zu helfen. Das ist in dieser zugespitzten Form eine wunderbare und beglückende Erfahrung.

Frau M. hat häusliche Gewalt erlebt und Repressalien wegen ihres Übertritts zum Christentum. Hat Ihrer Einschätzung nach ihr Asylantrag eine Chance?

Ja, denn Frau M. ist im Iran mehrfach von Verfolgung bedroht. Der Iran schützt Frauen viel weniger als Deutschland vor Gewalt durch Männer. Und ein Übertritt zum Christentum ist im Iran mit der Todesstrafe bedroht. Frau M. muss auf die Anhörung beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge gut vorbereitet sein. Dort müssen alle relevanten Erlebnisse, alle Fakten benannt werden. Die Anhörung sollte durch eine Frau stattfinden.

einer Christin. Die Christin nahm sie mit zu einem heimlichen Treffen von Christen in einer Privatwohnung. Schon vorher habe sie unter der Hand in einer persischen Ausgabe einer Bibel gelesen. Ihr habe gefallen, was sie da gehört und gelesen habe.

Ihr Mann habe den Übertritt nicht akzeptiert. Die Familie sei alles im Iran. Es sei nicht akzeptabel, dass jemand eigene Wege gehe, erst recht nicht in religiösen Dingen. Ihr Mann habe den Kontakt zu der Christin verboten und sie massiv bedroht. Einmal habe er sie mit einem Beutel Wasser geschlagen. »Beim nächsten Mal könnte da etwas anderes drin sein«, habe er gesagt. Vielleicht eine Chemikalie.

Sie habe das Leben dort nicht mehr ertragen und nach einer Lösung gesucht. Verschiedene Möglichkeiten habe sie überlegt. Ein Menschenhändler habe



ihr schließlich angeboten, ihr bei der Flucht nach Europa zu helfen. Er habe ein Visum organisiert und sie sogar nach Köln begleitet. Das habe sie sämtliche Ersparnisse gekostet, einige tausend Euro.

Frau M. sagt, dass sie dankbar ist für das, was die Gemeinde für sie getan hat. In der Wohnung könne sie endlich zur Ruhe kommen. Sie liebt das Grüne in Deutschland, die Freundlichkeit der Menschen. Sie möchte erst einmal Deutsch lernen, eine Ausbildung beginnen oder im Schmuckbereich arbeiten. Ein neues Leben, hoffentlich.



Der Davidstern
auf dem Dach der
Synagoge in der
Kölner Roonstraße

Zusammenleben – nur ohne Kippa?

Text: Hilde Naurath
Foto: Sebastian Linnerz

Frau Fischer von der orthodoxen Synagogen-Gemeinde Köln setzt sich für ein Kennenlernen der Religionen ein – und weiß um Ängste vor Ausgrenzung.

»Wie soll mein Sohn Selbstbewusstsein lernen?« Es ist dieser Satz, der nicht mehr aus dem Kopf geht. »Wie soll mein Sohn Selbstbewusstsein lernen – wenn er seine Kippa nicht schon zuhause, sondern erst in der Synagoge aufziehen darf? Es ist schade, wenn meine Kinder mit dem Gefühl aufwachsen, geschützt werden zu müssen.« Aus Angst vor Ausgrenzung und Übergriffen bittet Frau Fischer ihren Sohn, die Kippa erst in der Synagoge aufzuziehen. Die junge Mutter kennt das Zusammenleben von Religionen und Kulturen. Als serbische Jüdin lebt sie seit 2007 in Köln. Sie ist ihrem Mann zuliebe hierhergezogen, einem kroatischen Juden, der nach dem Kroatienkrieg in Deutschland Fuß fasste. Frau Fischer stammt aus einer »säkularen jüdischen Familie«. Erst als

ihre eigenen Kinder kamen, wurde ihr das Thema Judentum wichtig: Die Kinder sollten eine religiöse Heimat haben.

Frau Fischer prägte vor allem der junge Rabbiner Jaron Engelmayer in der Synagogen-Gemeinde. Die orthodoxe Synagogen-Gemeinde ist mit knapp 5.000 Mitgliedern die mit weitem Abstand größere von zwei jüdischen Gemeinden in Köln. Daher bietet sie die beste Infrastruktur für junge Familien, »von der Krabbelgruppe über den Kindergarten bis zur Grundschule sind die Kinder versorgt.« Danach aber stellt sich jüdischen Eltern unweigerlich die Frage, wie es weitergeht – eine weiterführende jüdische Schule gibt es bisher aufgrund zu weniger potentieller Schüler und auch zu wenig vorhandenem Lehrpersonal nicht. Rabbiner Engelmayer zog 2015 nach Israel, u.a. wegen einer fehlenden weiterführenden Schule für seine Kinder.

Wie weiter? Vor dieser Frage stehen Juden in vielen Bereichen – wie oft und allzu oft grausam in der Geschichte des bereits vor über 1.600 Jahren nachgewiesenen jüdischen Gemeindelebens in Köln. Frau Fischer kam schnell zu der Erkennt-

nis, dass »Judentum in Deutschland ein belastetes Thema ist.« Es gebe einige »festeingefahrene« Austauschmöglichkeiten, wie z.B. die 1958 gegründete Kölnerische Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V.: »Es mangelt nicht an hochkarätigen wissenschaftlichen Vorträgen. Was fehlt, sind die »kleinen irdischen Kenntnisse« – z.B.: Was ist Matze?« Frau Fischer wollte das Judentum nach außen »bunter und lustiger« darstellen und es an ihre Kinder positiv weitergeben. Kurzerhand gründete sie »Milch & Honig – Jüdisches Kulturzentrum Köln e.V.«, eine »Plattform für Kulturaustausch mit und um das Judentum im weiteren Sinne«. Die meisten Mitglieder sind keine Juden, aber dem Judentum eng verbunden. Am 19. Juni 2016 steht auf dem Programm: »Das sind wir – Ein interkulturelles Musikprojekt« mit irakischen Musikern und einem interreligiösen Klezmer-Ensemble. Nicht nur für diesen Termin sucht Milch & Honig noch eine Örtlichkeit: Generell ist der Verein auf der Suche nach eigenen Veranstaltungsräumen.

Für Einzeltermine ruft Frau Fischer entweder bei der Synagogen-Gemeinde oder bei der Melanchthon-Akademie an – »wenn was frei ist, dann ja, sonst nein – meist klappt es irgendwie. Sonst suchen wir weiter.« Auf dieser interreligiösen Ebene funktioniert der Austausch.

Auch in Riehl geschieht auf dieser Ebene derzeit Epochenmachendes zwischen evangelischen Christen und liberalen Juden: Erstmals wird eine evangelische Kirche im Rheinland in eine Synagoge umgewandelt. Im Februar 2016 entwidmete Stadtsuperintendent Rolf Domning die Kreuzkapelle, in deren Untergeschoss bereits seit 2001 die kleine jüdische liberale Gemeinde Gescher LaMassoret (Brücke zur Tradition) ihre Gottesdienste feiert. Es gab eine bewegende Feier rund um Abschied – und um Schuld und Verantwortung gegenüber dem Judentum. So spielte die Kreuzkapelle im Nationalsozialismus eine ambivalente Rolle; es gab sogenannte Schlussgottesdienste für getaufte Juden, die im Anschluss in die Vernichtungslager abtransportiert wurden. Im Hier und Heute,

nach der Entwidmungszeremonie – Welch ein Stimmungswechsel, als eine Gruppe jüdischer Kinder allen Anwesenden Tulpen überreicht, um dann im Chor hebräische Lieder anzustimmen. Bei den auch Kirchgängern wohlbekannten Stücken fallen alle ein: Hevenu shalom alechem.

Engagement für ein friedliches Zusammenleben

Doch im Alltag klappt das Zusammenleben nicht immer so friedlich. Laut der Christlich-Jüdischen Gesellschaft nimmt Judenfeindlichkeit auch in Köln seit Jahren zu. Daran erinnern die Polizeiautos vor jeder jüdischen Einrichtung, auch vor der nun ehemaligen Kreuzkapelle und vor der Synagoge in der Roonstraße. Die Angst vor Übergriffen wächst, daraus macht auch Frau Fischer keinen Hehl. Die wachsende Anzahl an Flüchtlingen verstärkt die Sorge darum, sich in der Öffentlichkeit nicht als Juden zu erkennen zu geben, beobachtet sie. Die Angst vor Flüchtlingen vor allem aus Syrien, dem Nachbarstaat Israels, sei greifbar: »Ob die Syrer zwischen Israelis und Juden unterscheiden, wer weiß ...« Diese Ängste zu verharmlosen, sei unverantwortlich.

Frau Fischer engagiert sich für ein friedliches Zusammenleben auf allen Ebenen. Milch & Honig bietet Kurse zu »Judentum für Dummies« oder das Schülerprojekt »Hinter der Kulisse – Judentum kennenlernen« an: »Nach Hause gehen sollen die Teilnehmer mit »Ohrwürmern« der erlernten Lieder und der Erkenntnis, dass jüdisches Leben (auch in Deutschland) keine antiquierte, exotische Angelegenheit ist, sondern eine zeitgemäße, lebenszugewandte Daseinsform.«

Solange aber ihr Sohn die Kippa auf dem Weg zur Synagoge besser nicht aufsetzt, solange ist das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in Köln beschämend – für die Nichtjuden.

Weitere Informationen:
www.milchundhonig-koeln.de



Der Integrationsfachdienst ifd in der Lupusstraße, unweit der Agneskirche

Lupusstraße 22

Text: Ute Strunk
Fotos: Sebastian Linnerz

Immer wieder laufen wir an diesen Schildern vorbei: ›Zentrale für Gehörlose‹, ›Zentrale für soziale Dienstleistungen‹, ›Betreuungsbüros‹, ›DSB‹ oder ›ifd‹. Was verbirgt sich hinter diesen Einrichtungen? Und wer sind die unterschiedlichen, häufig in Gruppen redenden und gestikulierenden, Menschen vor der Tür?

20

Starten wir mit dem größten und augenscheinlichsten Mieter des Hauses in der Lupusstraße 22: dem ifd (Integrationsfachdienst Köln gGmbH). Der ifd arbeitet im Auftrag des Integrationsamtes des LVR (Landschaftsverband Rheinland). Er bietet eine unabhängige, überpartei-

liche und konfessionsfreie Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung in der Arbeitswelt. Schwerpunktthema ist der Arbeitsplatzhalt eines Menschen mit Handicap. Ein zweiter, wichtiger Bereich besteht in der Inklusion von Schülern mit sonderpädagogischem Förderungsbedarf ab Klasse acht. Eine dritte, kleine Aufgabenstellung ist die Vermittlung innerhalb der Arbeitswelt. Zum Spektrum der zu beratenden Personen gehört eine große Zahl Gehöreingeschränkter, die häufig vor dem Gebäude in gestenreichem Gespräch anzutreffen ist. Beratung suchen auch geistig oder körperlich gehandicapte Menschen sowie in zunehmender Anzahl seelisch Erkrankte oder Menschen nach einer überwundenen Erkrankung, wie beispielsweise Krebs. Arbeitnehmer wenden sich an den ifd, wenn sie am Arbeitsplatz auf-

grund einer Behinderung Ausgrenzung erfahren, eine Kündigung befürchten oder Unterstützung bei der Bewältigung ihrer Arbeit suchen. Ebenso suchen Arbeitgeber die Unterstützung des ifd bei der behindertengerechten Ausstattung von Arbeitsplätzen. Der ifd ebnet Wege zu zuständigen Behörden und Institutionen – dies ist der kleine, vermittelnde Aufgabenbereich. Die Beratung des ifd findet im persönlichen Gespräch oder im Kollegenkreis statt. Zum ifd-Angebot gehören Schulungen am Arbeitsplatz ebenso wie Dolmetschertätigkeiten bei Mitarbeitergesprächen, Teamsitzungen oder Weiterbildungen.

In enger Zusammenarbeit mit dem ifd steht der Verein, der sich hinter dem Klingelschild ›Beratungsstelle für Gehörlose‹ verbirgt und sich um die Belange von Menschen mit Gehöreinschränkung kümmert. Die ›Zentrale für Gehörlose e.V.« wurde im Februar 1981 gegründet und startete 1986 mit dem Modellversuch ›Betreuung von Gehörlosen im Arbeitsleben‹ im Auftrag der Hauptfürsorgestelle (heute Integrationsamt) hauptberuflich beim LVR. 1997 wurde ein Teil der Aufgaben an den Hörbehindertenservice gGmbH abgegeben – das war der Ursprung des ifd, mit Sitz in der Lupusstraße.

Hanspeter Heinrichs, Geschäftsführer des ifd und gleichzeitig Vorsitzender des Vereins ›Zentrale für Gehörlose‹, arbeitet mit ca. 50 Mitarbeitern in der Lupusstraße und führt durchs Haus: »Die größte Zahl der Mitarbeiter des ifd ist meist nicht im Büro anzutreffen. Ihre Haupttätigkeit ist am Arbeitsplatz der Beratungssuchenden. Ohne weitreichende Kenntnisse der verschiedensten Tätigkeitsfelder und Einsatzgebiete in der Arbeitswelt wäre unsere Arbeit nicht zielführend. Gleichzeitig ist Empathie und eine umfassende Kenntnis der Einschränkung durch Behinderungen wichtig, wie z.B. der Bewegungsradius eines Rollstuhlfahrers – ebenso wie die Folgeeinschränkungen nach einer Chemotherapie. Bestmögliche Beratung von Arbeitnehmern und Arbeitgebern geht deshalb nur vor Ort und nicht vom Schreibtisch aus«, erläutert der Geschäftsführer.

Zum Abschluss des Besuches in der Lupusstraße 22 erzählt Heinrichs: »In diesem Haus war früher übrigens die Kartonagenfabrik Zimmermann untergebracht.« Die Nachkommen der Familie Zimmermann wohnen heute noch hier. Theodor Zimmermann war 1945 in das Unternehmen eingestiegen. Die Produktion der schon 1870 von Hubert von Cornap gegründeten ›HvC Papphandel und Papierschniderei‹ ist in den 1980er-Jahren komplett an den Zweitstandort nach Windeck an der Sieg gezogen. Eine Rampe und die große Hofeinfahrt zeugen heute im modernen Gebäude von der alten Zeit.



Hanspeter Heinrichs, Geschäftsführer des ifd



Teambesprechung im ifd, Lupusstraße 22



Martina Domke beim Politischen Nachtgebet in St. Gertrud

»Manche Verfolgungsgeschichten sind schwer anzuhören«

Text: Martina Domke
Foto: Georg Müller

Martina Domke arbeitet in der Flüchtlingshilfe bei der Diakonie. Beim Politischen Nachtgebet in St. Gertrud erzählte sie von Achmed, Hamid und Mahmut

Achmed

Achmed B. aus Algerien hatte eigentlich Glück im Unglück. Als er in Eisenhüttenstadt seinen Asylantrag stellte, traf er in der Flüchtlingsberatung auf einen Kollegen von mir, der Arabisch sprach. Der Kollege hatte sehr schnell die Vermutung, dass Herr B. schwer traumatisiert sei. Als Achmed B. schließlich kam, dem Rhein-

Erft-Kreis zugeteilt, gab er ihm meine Adresse und ein entsprechendes Schreiben mit. Im September 2013 kam Herr B. dann zu mir. Herr B. sprach kaum, wirkte sehr depressiv und bat um ärztliche Hilfe. Ich konnte innerhalb weniger Tage viel erreichen und vermittelte ihn unter anderem in die Ambulanz einer psychiatrischen Klinik. In einer ersten medizinischen Stellungnahme schrieb diese: »In Algerien sei Herr A. nach seinen Angaben Mitglied in einer politischen Partei gewesen. Er sei in seiner Heimat 15 Tage im Gefängnis und einen Monat in der Psychiatrie gewesen, wo er zwangsbehandelt worden sei.« Die Diagnose der Klinik in Deutschland lautete: Schwere depressive Episode, posttraumatische Belastungsstörung, Angststörung. Was mich erschüt-

tert hat, war der fett gedruckte Warnhinweis in dem Schreiben: ›Bitte alle Medikamente als Tablette geben.‹ Einige Wochen später reisten seine Ehefrau, eine Anwältin, und seine beiden Kinder ein. Sie hatten in Algerien versteckt gelebt, bis Herr B. an einem Wohnort in Deutschland angekommen war. Die Familie versuchte, Fuß zu fassen. Die Eltern besuchten Sprachkurse, suchten nach einer beruflichen Zukunft, die Kinder gingen in Kita und Schule. Mittlerweise sprechen wir Deutsch miteinander und nicht mehr Französisch. Herr B. ist in therapeutischer Behandlung. Ich bin so etwas wie ein Geländer in seinem Leben geworden und werde bei allen wichtigen Fragen einbezogen.

Im Juli 2014 hat die Klinik Herrn B. für verhandlungsfähig erklärt. Wir versuchen seitdem, für ihn einen Termin zur Anhörung beim Bundesamt zu bekommen, damit endlich eine Entscheidung über seinen Asylantrag getroffen wird. Der Schwebeszustand ist für ihn natürlich nur sehr schwer auszuhalten.

Dann kamen die Kölner Silvesternacht und die politische Diskussion darüber, dass die Maghreb-Staaten zu sicheren Herkunftsländern erklärt werden sollen.

Herrn B. ging es seitdem zunehmend schlechter. Ich habe es dann doch geschafft, durch einen persönlichen Kontakt einen Termin beim Bundesamt für ihn zu bekommen. Am 11. Februar musste Herr B. aber wieder stationär in der Klinik aufgenommen werden. Der Anhörungstermin wurde aufgehoben.

Jetzt werden wir einen neuen Termin machen, wenn Herr B. entlassen ist. Ich werde ihn zur Anhörung begleiten und habe etwas Angst davor.

Hamid und Mahmut

Eines Morgens rief meine Kollegin: »Ich habe einen neuen Bruder!« Ich stutzte. Und verstand erst, als sie uns im Kollegenkreis die Geschichte von den Brüdern aus Afghanistan erzählte. Die Eltern meiner Kollegin leben im Bergischen Land. Sie unterstützen seit Jahren den jungen Afghanen Hamid. Er ist jetzt Anfang 20,

macht zurzeit eine Ausbildung, hat eine Wohnung im Haus ihrer Eltern gemietet und gehört quasi zur Familie. Seine Mutter hatte ihn auf die Flucht geschickt – aus Angst, die Taliban würden ihn zwangsweise rekrutieren. Der Vater war verstorben; die Onkel waren stramme Talibananhänger. Ein älterer Bruder ist bereits tot, weil er als Talibankämpfer nach Syrien geschickt wurde, eine ältere Schwester ist zwangsverheiratet. Als Hamid 16 Jahre alt war, hat ihn seine Mutter nach Europa geschickt.

Eigentlich wollte er nach Norwegen, landete aber in Deutschland. Einen Kontakt zur Mutter und zu den Geschwistern gab es nicht. Es wäre für die Mutter zu gefährlich gewesen. Sie hatte als Grund für sein Verschwinden verbreitet, Hamid sei von Talibankämpfern entführt worden.

Hamid war klar, dass sein jüngerer Bruder Mahmut auch aus Afghanistan fliehen würde. Weil er das sicher ahnte, streute er in den letzten Monaten auf alle erdenkliche Wege und über soziale Netzwerke, dass er seinen Bruder suche, und er gab seine Telefonnummer weiter.

Dann kam ein Anruf, tatsächlich. Es wurde ein seltsames Gespräch, weil Hamid sich zwar sicher war, dass Mahmut am Telefon war, dieser sich aber nicht wirklich zu erkennen gab. Sein kleiner Bruder, damals 16 Jahre alt, war auf dem Balkan unterwegs. Hamids Nachricht hatte ihn tatsächlich erreicht. Einige Wochen später folgte ein weiterer Anruf. Mahmut war in Deutschland angekommen, in der Nähe von Leipzig. Hamid fuhr sofort los. Er hat ihn abgeholt. Zum Glück war Mahmut noch nicht offiziell registriert. Jetzt wohnen die Brüder zusammen im Bergischen. Die Formalitäten sind erledigt. Mahmut lernt in unglaublicher Geschwindigkeit deutsch. Und meine Kollegin hat einen neuen Bruder.

Die Mutter und die beiden jüngeren Schwestern wird man wohl nicht retten können, wenn der Familiennachzug zu unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen ausgesetzt wird. Zumindest nicht auf legalem und sicherem Weg.

Mut hat viele Farben

Text: Peter Otten

Foto: Flavia Schwedler

In der Alten Feuerwache drehen Kinder verschiedener Kulturen – darunter auch Kinder mit Fluchterfahrung – gemeinsam einen Film.

In der Innenstadt sind in den vergangenen Monaten eine Vielzahl von Unterbringungsmöglichkeiten für Menschen geschaffen worden, die in Köln Zuflucht

gemerkt, dass wir das doch sehr weit gefasste Thema ›Lebenswelten‹ fokussieren und auf die Erlebniswelt der Kinder herunterbrechen mussten. Die Kinder haben darüber diskutiert und entschieden: Wir machen einen Film zum Thema Mut«, sagt Frau Breuer. Die teilnehmenden Kinder sind alle zwischen acht und zwölf Jahren alt. Elf Kinder arbeiten in der Filmgruppe mit, darunter unter anderem Kindern aus Syrien, aus Mazedonien und aus Aserbaidschan. Parallel kümmern sich sechs Kinder um ein Bühnenbild, in dem die Kinder drei Geschichten inszenieren, die sie zusammen erarbeitet haben. Hier machen zwei Kinder aus Georgien mit, die schon länger in Köln wohnen. »Zunächst haben die Kinder von ihren Erfahrungen zum Thema Mut erzählt«, berichtet Frau Breuer. Daraus haben sie Geschichten formuliert, von denen drei in dem Film zu sehen sein werden. In einer traut sich ein Kind nicht, vom Fünfmeterbrett zu springen. Aber als andere Kinder hinzukommen und schließlich alle zusammen springen, kann es Mut fassen.

Dazwischen werden auch Interviews mit den Kindern gezeigt. Dabei erzählt ein syrischer Junge über seine Flucht. »Einige Eltern wollten nicht, dass das Thema Flucht in den Geschichten thematisiert wird. Verständlich, denn die Kinder haben traumatisierende Erlebnisse hinter sich«, weiß Frau Breuer. »Es ist uns wichtig, sehr sensibel mit den verschiedenen Lebenshintergründen umzugehen.«

Das stadtteilbezogene Projekt erfolgt in bereits bewährter Zusammenarbeit mit dem Interkulturellen Dienst der Stadt Köln sowie dem Offenen Ganzttag der Grundschule Balthasarstraße und der Nikolaus-Groß-Schule. Gemeinsam mit der erzbischöflichen Aktion Neue Nachbarn ist auch die katholische Kirchengemeinde St. Agnes Kooperationspartner des Filmprojektes. Der Film mit dem Titel »Mut hat viele Farben« hat am Sonntag, den 22. Mai um 12 Uhr im Saal der Alten Feuerwache Premiere. Weitere Vorführungen sind am 23., 24. und 25. Mai, jeweils um 16, 17 und 18 Uhr im Kino-raum. Der Eintritt ist frei. Die DVD kann später auch ausgeliehen werden.



Kinder des Projekts »Mut hat viele Farben«

gesucht haben. »Kinder und Familien mit Fluchthintergrund leben häufig sozial isoliert«, weiß Birgit Breuer, Leiterin des Kinderbereiches im Bürgerzentrum Alte Feuerwache. Da helfen Projekte, die die Lebenswelten dieser Kinder mit der von Kindern zusammenbringen, die in Deutschland aufgewachsen sind. »So sind wir auf die Idee gekommen, dass Kinder in einem Film einander davon erzählen, wo sie herkommen und wie sie leben.«

Unter Federführung der Filmemacherin Bettina Braun, die für ihre Langzeitdokumentation »Was lebst du? – Was du willst – Wo stehst du?« 2013 mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet wurde, entsteht in der Alten Feuerwache derzeit ein Kurzfilm. »In der Arbeit haben wir

Zwischen Shitstorm und Umzugshilfe

Text: Peter Otten
Foto: Screenshot Facebook

Die Facebookgruppe ›Agnesviertel zeigt, was Menschen im Viertel bewegt.

Das Klima im Agnesviertel entscheidet sich manchmal in einer Eisdielen. Oder besser gesagt: davor. Die Geschichte geht so: Wer seine Vanille- oder Straciatella-Kugeln vor der Eisdielen ›La Grenade‹ isst, bezahlt etwas weniger als derjenige, der drinnen Platz nimmt. Ist der Eismacher etwa ein Geizkragen? Ein Kunde sieht das so und macht daraus in der Gruppe keinen Hehl. »Was soll der Shitstorm?« entgegnet ein anderer. »Mir wäre es persönlich eh zu doof, wegen 20 Cent so ein Fass aufzumachen. Fast überall werden täglich die Preise erhöht. Dann müsste man den ganzen Tag nur meckern und boykottieren.« Beiträge dieser Art haben schnell 30 Kommentare oder mehr.

Der Mikrokosmos ›Agnesviertel‹ bekommt in dieser Facebookgruppe ein auffällig subjektives Gesicht: Wie schmeckt es in den Restaurants? Welcher Friseur ist empfehlenswert? Welcher Zahnarzt ist emphatisch genug? Anfragen dieser Art erzeugen erfahrungsgemäß eine hohe Beteiligung. Auch die Parkplatzsituation wird immer wieder kontrovers diskutiert. Autofahrer streiten sich mit Fahrradfans und Fußgängern. Ein Foto von drei neu errichteten Fahrradständern, die auf Kosten eines Autoparkplatzes errichtet werden, kann zu hitzigen Debatten führen. Und auch das Foto eines Hundehaufens sorgt für Entrüstung.

Doch es wird auch unbürokratische Nachbarschaftshilfe geleistet, bei Umzügen geholfen und gehandelt. »Freie Wohnungen, aber auch Wohnungsgesuche, Möbelverkäufe – eigentlich alles, was mit Kaufen und Verkaufen zu tun hat, findet ein hohes Interesse«, sagt Thorsten Sterk, einer von vier Administratoren. Sterk hat die Gruppe vor vier Jahren ge-

gründet. Knapp 4.700 Mitglieder zählt sie inzwischen. Jeden Tag beobachtet Sterk die Posts und sorgt manchmal auch für Ordnung. »Persönliche Beleidigungen gehen nicht. Auch Posts, die einen klaren kommerziellen Charakter haben, werden entfernt.«

Sterk wohnt selbst im Agnesviertel. Ihn persönlich interessieren am meisten die Gastronomietipps. »Da war schon mancher Treffer dabei.« Er selber postet hin und wieder Fotos von Gebäuden und besonderen Ecken im Agnesviertel und lässt die Gruppe raten, was sie zeigen. Sterk ist Pressesprecher bei ›Mehr Demokratie‹ und »sehr gerne« im Internet



Die CDU hat vorgeschlagen, den Sudermanplatz zum Parkplatz umzugestalten. Angeblich ist der Platz tot. OK: Man könnte mehr daraus machen, mehr Bänke, Spielflächen usw. Aber nichts los? Kleinkinder lernen hier Dreirad, größere Kinderrad fahren, Jugendliche spielen Fußball...



78 „Gefällt mir“-Angaben 27 Kommentare

Gefällt mir Teilen

unterwegs. »Ich finde, die Mischung der Beiträge stimmt im Großen und Ganzen«, sagt er gelassen. »Sie zeigen eben, was Menschen hier umtreibt. Ganz persönlich, aber auch im Zusammenleben mit anderen. Und das ist halt eine ganze Palette.«

www.facebook.com/groups/agnesviertel



Ulla Ströhmman, Ultramarin 44 x 44 cm, 2014

Ulla Ströhmman

ist mit ihren Arbeiten vom 18.9. bis zum 16.10.2016 in der Agneskirche zu erleben. Entwicklung und Wirkung von Farbe ist das darstellerische Thema der in Köln lebenden, bildenden Künstlerin. Unter Verwendung der antiken Technik der Enkaustik in Kombination mit verschiedenen Blattmetallen auf Holz steigert sie die Intensität der Farbe. Zur Vernissage nach der Sonntagsmesse um 11:15 Uhr spricht Johannes Stahl; Norbert Stein begleitet auf dem Saxophon. Ein Künstlergespräch findet am 7.10.2016 mit Blick auf die Bilder statt.

Koch oder Köchin gesucht

Das Kinder- und Jugendferienlager von St. Agnes findet in diesem Jahr vom 7. bis 21. August 2016 an der dänischen Grenze statt. Mit dem Team um Kaplan Klaus Gertz fahren 73 Teilnehmer nach Bockholm, 30 km von Flensburg entfernt. Das ausgebuchte Camp sucht noch Unterstützung für die Küchencrew. Kontakt: moeller_niklas@gmx.de



Ein Selfie zeigt die Firmanten von St. Agnes.

Firmvorbereitung gestartet

Ende April 2016 begann die Vorbereitung von 40 Jugendlichen auf das Sakrament der Firmung. Gemeinsam mit sechs Katechetinnen und Katecheten sowie Kaplan Klaus Gertz trafen sie sich ein Wochenende lang in der Jugendherberge Bad Münstereifel. Die Vorbereitung wird in weiteren Treffen den Sommer über fortgesetzt. Die Firmung durch Weihbischof Rolf Steinhäuser findet am Samstag, den 12. November 2016 um 18 Uhr in St. Agnes statt.

Neue KJG-Gruppe in St. Agnes

Die KJG-St. Ursula hat in St. Agnes eine neue Gruppe gegründet. 14 Kommunionkinder waren beim ersten Treffen dabei. Die Gruppe trifft sich jeden Monat sonntags nach der Kinderkirche um 11 Uhr im Pfarrzentrum. Die nächsten Termine sind:

29. Mai, 28. August, 25. September,
30. Oktober und 27. November 2016

Kontakt: Katja Kuskova
k.kuskova@gmx.de / 0157 88056531

Die Tierwelt der Agneskirche

Der Besuch der Agnes-Apotheke lohnt sich nicht nur im Falle von Husten und Schnupfen. Denn im Schaufenster ist das Ergebnis eines Projektes zu sehen, das der Fotograf Volker Adolf mit Kindern aus der Nikolaus-Groß-Schule durchgeführt hat. Gemeinsam haben sie die Kirche St. Agnes erkundet und einige Darstellungen von Tieren gefunden – darunter viele Vögel und sogar eine Fledermaus. Fotos und Zeichnungen der Kinder sind einige Wochen lang in der Apotheke zu sehen.



Foto: Volker Adolf, Zeichnung: Merve

›Our Stories‹ geht weiter

Die Plakataktion ›Our Stories‹ findet eine Fortsetzung. Im Herbst 2016 soll erzählt werden, wie die Geschichten einiger Geflüchteter weiter gingen. Außerdem wird gezeigt, was Menschen im Viertel konkret für Geflüchtete tun. Alle Plakate werden für mindestens vier Wochen um die Agneskirche herum aufgestellt.



›Our Stories‹ 2015, Plakat: www.bikablo.com
Foto: Sebastian Linnerz

Erstkommunion 2016

Zelebrant: Klaus Gertz, Kaplan
Fotos: Günter Scholz





»Das Banale und das Großartige bilden eine reizvolle Spannung«

Text: Peter Otten

Fotos: Wolfgang Stöcker

Dr. Wolfgang Stöcker leitet das Deutsche Staubarchiv. In unseren Kirchen hat er einige Funde gemacht, die ihn begeistern.

Es gibt fast nichts, was in Deutschland nicht mit Leidenschaft gesammelt würde: Schlumpffiguren, Eintrittskarten und Autogramme; Sammeltassen, Briefmarken und Münzen. In den kommenden Wo-

zu sichern. »Die Kirchen bilden die Bauidentität der Stadt«, sagt er. »Denken Sie nur daran, wie sich der Jungfrauenkult über Jahrhunderte hinweg tief in das Selbstverständnis von Köln hineingegraben hat – bis in das Stadtwappen hinein.« In St. Ursula imponieren ihm die weiß gestrichenen Dachsparren. Zusammen mit der Symmetrie der Lampen ergibt sich für ihn eine besondere Faszination: »Die Ausleuchtung scheint wie für einen Raum gemacht, der eigentlich offen sein soll«, schwärmt er. In St. Kunibert fand



Staub im Dachgewölbe von St. Ursula (links) und in St. Kunibert (rechts)

chen kaufen Hunderttausende das neue Panini-Sammelalbum, das pünktlich zur Fußballeuropameisterschaft 2016 erschienen ist, um wieder die Seiten mit Klebebildern von Fußballern zu füllen. Fast schon folgerichtig gibt es seit zwölf Jahren auch ein Deutsches Staubarchiv. Im Deutschen Staubarchiv werden tatsächlich Stäube aus historisch wertvollen und bedeutenden Bauwerken archiviert. Dazu zählen ›Kulturstäube‹ aus Museen, ›politische Stäube‹ aus Parlamenten, Regierungssitzen und anderen Orten politischen Handelns – und auch ›sakrale Stäube‹ aus Kathedralen und anderen Kirchen. Dr. Wolfgang Stöcker, Leiter des Archivs, kletterte daher vor einiger Zeit auf die Speicher von St. Ursula, St. Kunibert und St. Agnes, um ›sakrale Stäube‹

Stöcker im Staub über der Zwergengalerie obendrein ein fast mumifiziertes Vogelskelett. »Heute sind die Gebäude ja gegen Vögel gesichert«, sinniert er: »Solche Funde, aber auch die Stäube, auch hinterlassene rostige Nägel oder Kabelreste, bilden eine eigene Realität, von der niemand Notiz nimmt.« Niemand außer ihm: Das Banale und das Großartige von Architektur, Handwerkskunst und Sakralem bilde immer eine reizvolle Spannung; »egal, wie großartig ein Kunstwerk ist: dem Holzwurm ist das egal – irgendwann wird er es zernagen.« Bis zum 5. Juni 2016 zeigt Stöcker eine Fotodokumentation seiner Funde im Kölner Stadtmuseum. Im Herbst möchte er zu einem Vortrag in die Pfarrei kommen – mit Fotos vom Staub in den Speichern und Dachstühlen unserer Kirchen.

www.deutsches-staubarchiv.de



Manfred Eich ist seit 1979 in unserer Pfarrei tätig, hauptsächlich als Küster, in seinen ersten Jahren auch als Kirchenmusiker.

Was ist Ihre erste Erinnerung an Kirche?

Kirche ist mir seit meiner Kindheit ziemlich lebendig in Erinnerung. Im Klassenraum in der Volksschule erinnere ich mich zum Beispiel an ein Kruzifix, das da an der Wand hing. Morgens haben wir gebetet oder passend zum Kirchenjahr ein Lied gesungen. Meine Erstkommunion hat mir besonders gut gefallen: Beim Ein- und Auszug läuteten die Glocken. Wir waren schick angezogen. Blaue Anzüge die Jungs und weiße Kleider die Mädchen. Diese Messe war von der Atmosphäre her sehr andächtig und feierlich.

Was gefällt Ihnen an der Pfarrgemeinde St. Agnes mit ihren vier Kirchen am besten?

Wie Sie wissen, habe ich ein Glockenhobby. Und St. Kunibert hat nach dem Kölner Dom ja das zweitgrößte Glockengeläut in Köln. Schon allein deswegen ist St. Kunibert natürlich meine Lieblingskirche.

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel?

Ich glaube wohl von Kindesbeinen an an Gott. Und Gott ist für alles da: Er hat auch die Welt erschaffen. Wenn meine Eltern mit mir zum Arzt gegangen sind, habe ich zu dem gesagt: »Der liebe Gott wird mich wohl wieder gesund machen.« Da hat mir der Arzt immer zugestimmt. Das ist immer noch ein schöner Gedanke, finde ich.

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

»Lasst uns erheben Herz und Stimm, den großen Gott zu loben«. Das Lied gefällt mir sehr, denn es hat musikalisch eine besondere Atmosphäre. Irgendwie ist mit diesem Lied eine gewisse Ehrfurcht verbunden. Ein anderes Lied, das ich gerne höre, ist: »Ein Haus voll Glorie schauet«. Das habe ich früher gerne an der Orgel gespielt. Wenn ich dann am Schluss zu diesem Lied improvisiert habe, dann habe ich oft die Melodie der Tagesschau gespielt. Wenn mir musikalisch etwas gefällt, dann geht mir mein ganzes Herz auf.

Welche Heilige, welchen Heiligen schätzen Sie besonders?

Es gibt ja schon viele besondere Heilige. Aber seit zwei Jahren gibt es ja den Heiligen Johannes XXIII. Der gefällt nicht nur, weil er Papst war, sondern weil er als Papst auch ein guter Mensch geblieben ist. Schon Papst Johannes XXIII. hat an große Erneuerungen gedacht. Schon seit 1959, als er Papst wurde, hat er sich dazu viele scharfsinnige Gedanken gemacht. Ihm ging es ja vor allem auch um die Einheit aller Christen. Aber er hat dem Konzil auch viel Zeit eingeräumt. Wenn er nicht während des Konzils gestorben wäre – was hätte er nicht noch alles erreichen können? Es scheint mir da noch einiges offen geblieben zu sein. Ich hoffe mal, dass Papst Franziskus versucht, davon noch einiges zu verwirklichen.

Wenn Sie Papst wären, was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Oh je, ich möchte mich ja nicht selbst rühmen! Aber wenn man tatsächlich auf die Idee käme: Ich würde versuchen, es genauso gut zu machen wie Johannes XXIII.

impresum

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes, Neusser Platz 18, 50670 Köln
www.st-agnes.de, Kontakt: peter.otten@st-agnes.de

Redaktion: Peter Otten, Hilde Naurath, Klaus Nelißen, Jürgen Salz, Ute Strunk
Fotos Titelseite und Seite 2, 31: Sebastian Linnerz

Grafikdesign: Sebastian Linnerz, Druck: Zimmermann Druck+Medien



»Ich glaube an die Qualität des Sich-Zeigen-Könnens. Dazu brauchen wir geschützte und doch öffentliche Räume. Wir müssen aufeinander aufpassen, einander zuhören, einander sehen. Menschen, die jetzt für diejenigen, die zu uns kommen, da sind, steigen mit in das Boot. Sie bieten sich an, um den Schmerz zu teilen, um ihn mitzutragen. Sie lassen sich ein auf eine gemeinsame Reise, die uns alle verändern wird. Sich im Innen berühren zu lassen und gleichzeitig die Freude der Verbundenheit zu spüren, ist eine bewegende Erfahrung. In diesem Erleben liegt eine große Chance.«

Rebecca Raue



Ankommen und ablegen

Die Ausstellung von Rebecca Raue mit Booten, die in Zusammenarbeit mit cucula.org entstanden sind, war in St. Gertrud im März und April 2016 zu sehen.

Fotos: Bernd Borchardt,
Sebastian Linnerz